

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Steiner, Jens

Hasenleben

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Ein unfreiwilliges Spiel

Die Hälfte des kaputten Spiegels lehnte an der Wand, sie sah sich nur von den Füßen bis zum Bauch. Ein paar Tanzschritte, eine Pirouette. Laues Flattern, der Rock hob sich. Schön, die Beine, dachte sie. Sie drehte nochmals eine Pirouette und ließ sich zu Boden sinken. Guten Tag, Gesicht, wie geht's? Ihr Blick folgte den Linien der Nase, der Wimpern, der Brauen. Ruhte auf der Stirnfalte. Das Gesicht im Spiegel streckte ihr die Zunge raus, sie lachte, das Gesicht auch. Im Hintergrund hörte sie ein Scheppern, dann das Bersten von Glas. Barfüßige Schritte auf kalten Küchenfliesen. Stille.

Mein harmloses Leben, dachte Lili, mit einem verächtlichen Lächeln auf den Lippen und dem Wunsch, ein bisschen weinen zu dürfen. Dann wandte sie sich vom Spiegel ab, schaute nach der Stille in der Küche. Sie wischte und tröstete, platzierte einen schmatzenden Kuss auf einen Strubbelkopf. Sie räumte auf und richtete an, sie sang ein fröhliches Lied, um die Gegenwart des Aufräumens und des Anrichtens zu besiegeln, auf dass kein Wunsch nach Weinen und keine freche Zunge mehr hervorkommen mögen. Dies ist die Mitte meines Lebens, sagte sie sich. Ich räume auf und richte an, ich tröste.

Doch am Abend, nach der Kinderstunde im Fernsehen, nach Kartoffelstock mit See und Wurst, nach schmatzendem Kuss auf zwei Strubbelköpfe öffnete sie wieder ihren Kleiderschrank, zog die unverschämten Stücke hervor und wirbelte vor dem Bruchspiegel. Diese Beine, schön!

Dann der Blick auf die Uhr. Sie zeigte auf halb zehn. Der Blick schweifte weiter, zum Spalt des Kinderzimmers. Ein Gedanke, ein verstohlenes Lächeln. Leise zog sie die Schuhe an, drückte sie die Türklinke herunter, drehte sie den Schlüssel um.

Sie tanzte in dunklen, überhitzten Kellern, trank, lächelte, jubelte mit der euphorischen Menge im Wettkampf gegen die stampfende Musik, und sie lächelte auch, als sich ein Männergesicht dem ihren näherte, sie lächelte weiter, dachte nicht mehr an die Träume, die nie Form annehmen würden, mit ihrem Lächeln verscheuchte sie die ganze Ungenauigkeit ihres Lebens, nahm die rohe Liebe an, die ihr angeboten wurde, die Nacht verlor sich in Taumel und Bewusstlosigkeit, und Lili für wenige Stunden in Vergessen, dann in Schlaf.

Am Morgen das Aufwachen neben einem aufgequollenen Gesicht und die Flucht auf Zehenspitzen. Der Hass, das Kotzen, die antrainierte Gleichmut. Immer gleich. Immer wieder. Später der banale Morgentee und hinten in der Wohnung die Geräusche der Kinder, die zu ihrem Leben gehörten wie die Träume und die Kleiderhaufen am Boden, die Tag für Tag anwuchsen, bis Lili sich aufraffte und alles zusammenpackte und in die Maschine stopfte. Was wäre aus mir geworden ohne die Kinder?, fragte sie sich. Wären sie und ihr Leben immer kleiner geworden, zusammengeschnurrt auf ein kleines Klümpchen, das sich irgendwann aufgelöst hätte in nichts? Und war das nicht ihr heimlicher Wunsch? Lili schlürfte weiter an ihrem Tee, bis die Geräusche im Hintergrund verstummten, kurz darauf ein schwebendes Gesicht im

Türrahmen auftauchte, etwas nur halb Sichtbares an ihr vorbeihuschte, die Kühlschranktür sich öffnete und schloss, das halb Sichtbare sich wieder aus der Küche entfernte. Dann nahm sie den letzten Schluck und suchte die Kinder, schüttelte und rüttelte sie in die Sichtbarkeit zurück, zog an Pyjamaärmeln, sammelte verstreute Socken und Unterhosen ein. Der Taumel und das Vergessen hatten längst wieder ihren anderen Aggregatzustand erreicht, ein Gefrorensein ohne Kälte, in Lilis Körper wartend wie kleine gemeine Steine.

Jahre später würde Lili an die Verzweigung dieser Zeit denken, mit einer Genugtuung, dass keiner vorausgesehen hatte, was diese Geschichte noch mit ihnen anstellen würde, dass sie ganz am Schluss so unerbittlich wie eine Welle alles mit sich reißen würde.

Und nun hatte sie wieder mal neu angefangen. Hatte Arbeit in einem Genfer Hotel gefunden, dann eine Wohnung in der neuen Stadt, eine Schule. Die Arbeitszeiten waren unregelmäßig und wenig kinderfreundlich. Aber in der Branche kannte sie sich aus, da fand sie schnell Arbeit. Der kleine Werner und seine große Schwester Emma hatten sich längst daran gewöhnt, an eine Mutter, die spätnachts von der Arbeit zurückkam, die an Wochenenden arbeitete, die schlafend auf dem Bett lag, wenn sie von der Schule nach Hause kamen. Und natürlich hatten sich die beiden auch ans Alleinsein an den freien Nachmittagen und an den Abenden gewöhnt, sie hatten es von klein auf gelernt. Sie hatten immer was zu tun, in der Wohnung und draußen, sie kannten die Stadt und ihre Gesetze, wussten

Bescheid über die Männer mit den Bonbons und verbotene Straßen. Es passierte ihnen nie etwas.

Lili dachte an ihre Kinder wie an zwei Schildkröten, die den ganzen Tag zu Hause waren, sich ein bisschen hin und her bewegten, an etwas herumkauten, und am Abend, wenn man zurückkam, sah es aus, als ob sie gar nichts getan hätten. Emma und Werner wussten, dass man Türen nicht zuschlug, Messer nicht abschleckte und den Klodeckel herunterklappte. Sie schüttelten die Bettdecken, spülten das Geschirr, sagten den Nachbarn Guten Tag, sie waren praktisch, sie waren vernünftig. Auch Französisch würden sie auf diese Art lernen, Lili war überzeugt davon. Sie holten sich alles notwendige Wissen wie Trüffelschweine, an Orten, die niemand sonst Orte nennen würde. Keiner wusste, was sie wirklich trieben. Es ist schon richtig, dachte Lili voller Zuversicht.

Emma und Werner lernten in der neuen Stadt auch andere Kinder kennen. Sie hießen Anne, Baptiste oder Sandrine und sprangen in den Beton- und Asphaltlandschaften herum wie Hamster in ihren Käfigen, sie schrien sich Wörter zu, ohne einander zuzuhören, sie spielten Spiele, die sie den Neulingen nicht erklären konnten. Sie waren komisch. Manchmal sagte Emma zu Werner: »Spiel mit!« Und er spielte mit, sie schaute zu, als ob sie seine Mutter wäre. Werner rannte herum, stolperte, versuchte die Regeln hinter dem Fuchteln und den Rufen zu verstehen, ein Tolpatsch in der Choreographie der Hamsterkinder. Es nützte nichts. Er wollte auch überhaupt nicht.

Nein, sie würden die Spiele der anderen nie mitspielen

können. Sie konnten nur ihr eigenes Spiel. Haken schlagen, zielstrebig ankommen und gleich weitergehen. Meistens gingen sie in den Park bei der alten Uni, zu den Schachspielern. Aus der Ferne wirkte der Haufen wie ein stummer Basar: in lockeren, beweglichen Kreisen standen Männer an den schwarz-weiß karierten Spielfeldern, manchmal scherte einer aus, ein anderer füllte die Lücke. Das Denken in den Händen, in den nervösen Füßen, im gezähmten Tigergang. Ein Panoptikum des Stillstands und der kleinen Reste von Menschenwürde. Emma und Werner stellten sich ebenfalls hin, schauten den Männern zu, Werner zappelig tänzelnd, Emma hinter ihm, manchmal sein Schwänzchen im Nacken kraulend.

Und dann die Banksitzer daneben, meist Alte in fleckigen Anzügen, Zeitung lesend. Die Zeitung gab den Alten Halt, gab ihnen ihren Anteil an der Menschenwürde – das große Format, die Druckerschwärze, die die Fingerspitzen verfärbte, und die Lektüre: Beirut, Bonn, Bhopal, Hurrikan in Alabama, Hinrichtung in Hangzhou. Emma und Werner sagten »Bonjour« und die Bankmänner hoben den Blick, sagten nichts oder zischten die Bälger weg. Einmal ging Emma auf einen der Herren zu, bückte sich vor ihm, hob einen Kamm auf, streckte ihn hin: »Monsieur, vous avez perdu ça?«

Der Alte legte die Zeitung auf seinen Schoß. Er schaute auf ihre ausgestreckte Hand, griff in seine Sakkotasche. Im halboffenen Mund ein Räuspern.

»Non«, sagte er. Raue Reibeisenstimme.

»Mais c'était ici, devant vous«, sagte sie. Und zeigte auf den Boden vor seinen Füßen.

»Mais non«, krächzte der Alte.

»Mais oui«, erwiderte sie. Werner streckte sein Gesicht hinter ihrem Rücken hervor.

»Mais quoi!«, rief der Reibeisenmann. »Fichez le camp!« Die Faust in die Luft gehoben, die Knöchel gelb. Dann zeigte er auf Werner: »Toi! Casse-toi. Va! Casse! Toi!«

Emma sagte: »Komm, Werner.« Werner kam. Und sie gingen. Zum nächsten Spiel. Ein Hin und Her in Grünflecken und Straßenfluchten. Auf ihren Streifzügen waren sie nicht mehr als eine Schraffur in verwinkelter Topographie. Das große Mädchen und der Junge mit dem Schwänzchen im Nacken.

Neben, nach und zwischen den Spaziergängen war da noch Madame Latronche. Madame Latronche wohnte zwei Stockwerke unter ihnen. Wie ein Knirps an seinem Gartentor stand sie an der Tür, am Rand ihrer begehbaren Welt, wenn die beiden die Treppe hinaufkamen. Der Türspalt weitete sich und das furchige Gesicht Madame Latronches erschien als breites Lächeln, und ihre ganze Liebe strömte in das Treppenhaus, wollte die beiden an ihren schmalen Schultern packen, ganz sanft, ganz fest.

Jedes Mal schien es ihnen, als ob das Flüstern ein bisschen lauter würde. Sie verstanden trotzdem nichts. Bis Werner eines Tages fröhlich ein »Au revoir« dem Flüstern entgegenrief, viel mehr wusste er damals nicht auf Französisch. »Au revoir«, flüsterte es vom Türspalt her zurück. Voller grenzenloser Liebe. Ganz sanft, ganz fest.

Zwei Wochen nach dem ersten »Au revoir« saßen sie zum ersten Mal in Madame Latronches Wohnzimmer. Vor sich einen goldrandigen Porzellanteller mit einem schwar-

zen Stück Kuchen. Der Kuchen schmeckte süß und war feucht wie türkisches Gebäck. Emma warf diskrete Blicke in die dunkle Zimmertiefe: doppelte Gardinen, das hatte sie noch nie gesehen, überhaupt gab es bei Lili keine Vorhänge, dann schwere, ranzige Möbel, Vitrinen, ausgestopfte Waldwesen an den Wänden und auf Ziersäulen. Ein Geruch wie in einem orientalischen Ramschladen, dann wieder wie im Altersheim. Tee und Pfeifenrauch, Pfefferminzschokolade und Altdamenkleider. Und immer, wenn sie beim Essen Pause machen mussten, um die klebrige Masse hinunterzuwürgen, sagte die Madame: »Mais mangez, mes enfants, il y a assez, faut pas s'inquiéter, hein.« Und wedelte mit der Hand. Die beiden schauten sich wortlos an. Und würgten still weiter.

So war es. Die Kinder, Anne, Luc, Marthe und wie sie alle hießen, verschwanden nach der Schule wie Marionetten in einer Holzkiste. Doch Madame Latronche: Tür, Spalt, Gesicht, Bonjour. Und ihre Liebe zog die beiden hinein in die stickige Wohnung. Sie bekamen zu essen, sie bekamen Fotos gezeigt und vor allem den ununterbrochenen Redefluss der Dame zu hören. Dabei nickte sie ständig, zwischendurch verlor sie sich nach einem »oui, oui« kurz in Erinnerungen, die den Faltenwurf ihres Gesichts nachzogen, eine Stille trat ein, worauf Werner mit seinem Tellerchen zu klappern begann, Emma ihm eins auf die Finger klatschte und Madame Latronche neu ansetzte. Nein, sie verstanden nicht viel. Irgendwann, nach Wochen, konnte sich Emma zusammenreimen, dass Madames Gatte vor zwanzig Jahren verunglückt war und dass Madame ihre Wohnung nie verließ, einmal die Woche kam jemand –

wer das war, fand Emma nie heraus – und erledigte ihre Einkäufe, brachte den Müll auf die Straße, putzte ein wenig. Sie hatte vor der Heirat Kryszczak geheißt und war in Polen geboren worden. Ihr Geburtsort, den sie immer wieder nannte, klang jedes Mal anders, als ob ihre Zunge die Laute vergessen hätte: Wotschaweik, Wotslauek, Watslafk. Immer wieder auch die Fotos mit streng dreinblickenden Menschen, die viel älter aussahen, als sie wahrscheinlich waren, und dann, früher oder später, kam die Frage, die wirkliche Frage, die einzige, die Madame Latronche nicht selbst beantwortete: »Et votre papa?« Sie ließ die letzte Silbe wie eine pfeifende Petarde ins Schmerzhafte hochschnellen. Emma zuckte mit den Schultern und Madame Latronche begann zu heulen, als ob sie ihren eigenen Vater beklagte, sie streckte die Hand nach Werner aus, Werner wich zurück. Zog ein bisschen an seinem T-Shirt rum und schaute Emma an.

Diese Frau auf Elefantenbeinen in Stützstrümpfen, dachte Emma zuweilen still für sich. Diese vergessene Prinzessin. Hortete in ihrer Wohnung massenweise Bargeld, in Bündeln mit einem Gummiband darum, oder in Briefumschlägen, Hunderterstapel, ja selbst Tausender, auf der Heizung, neben dem vielleicht nie benutzten Telefon oder in der Küche, auch im Kühlschrank, überall. Diese Greisin, dachte Emma. Sie würde es nicht merken. Nichts würde sie merken. Wenn mal ein Stapel fehlte, dann ein zweiter. Und irgendwann alle. Doch als Werner einmal an einem solchen Geldbündel herumfingerte, klatschte ihm Emma eins auf die Hand. Nein, das würde sie nicht zulassen, solange sie Gast in dieser Wohnung war.

Die Wohnung, die Arbeit, die Blicke der Menschen auf der Straße, die Kolleginnen. Alles war neu und fühlte sich doch viel zu schnell wie ein altes Stück Kleid an, das längst ihre ungewollten Posen als Ausbuchtungen übernommen hatte. Lili nahm sich jeden Morgen zwei Fäuste munterer Verachtung mit auf den Weg. Blickte gierig den zahllosen Anfängen entgegen, die noch auf sie warten würden.

Trotzdem. Es war, als ob sie noch immer nicht schnell genug wäre. Immer war da noch etwas in ihrem Rücken. Ein Schatten, der ganz dicht an sie herankam, so nah, dass sie glaubte, sein drängelndes Schubsen zu spüren. Sie ging weiter, immer lächelnd. Nie schaute sie zurück. Sie übte die Verachtung, indem sie sich neue Schuhe kaufte und die alten gleich im Laden stehen ließ, naiv mit unbekanntem Herren Pétanque spielte oder in einen indischen Laden steuerte und sich einen Korb voll Esswaren packte, die sie nicht kannte. Man ist jung, bis man es nicht mehr ist, dachte Lili.

Trotzdem. Ewige Jugend half auch wenig. Denn manchmal kam der Schatten als etwas ganz anderes auf sie zu, er lenkte sie ab und wartete, bis der Moment kam.

Sie erinnerte sich genau. In der Bibliothek war es passiert. Wenn sie an den Mann dachte, spürte sie die Stelle der Berührung wie eine Verbrennung am Arm und wusste nicht, ob es angenehm war. Die Bilder im Kopf waren unscharf, aber die Berührung! Der Mann hatte sich zwischen den Regalen an ihr vorbeigedrängt, etwas hastig, aber nicht unfreundlich.

Er sagte: »Pardon.« Legte die Hand auf ihren Arm, zog sie gleich wieder zurück.

Sie schwieg.

Er lächelte, schaute auf ihr Buch und sagte: »Japrisot, c'est bon. J'ai tout lu.«

Er blickte sie an. Sie wich seinem Blick nicht aus. Sah feine Stoppeln in einem schönen Gesicht. Am Kinn die Kerbe.

Er sagte: »Bon.«

Sie schwieg.

Er blickte weg. Kleine Ohren, Brauen im langsamen Aufwärtsgang. Dann lächelte er sie nochmals an und sagte: »Alors, ciao.« Und ging.

Sie sagte noch immer nichts.

Er war weg, sie blickte auf ihr Buch, darauf stand »Sébastien Japrisot, *L'été meurtrier*«. Dann ging sie zum Ende des Regals, blickte sich um, ging nach vorne zur Ausleihe, blickte sich wieder um, ging zum Ausgang, blickte sich noch immer um, bis hinter ihr eine Stimme ertönte: »He, Madame, ihre Bücher!«

Eine Erinnerung wie eine fremde Hand im Rücken, dachte sie. Alles um sie herum war so klar gewesen, der Tag heiter, alles scharf und deutlich, die ganze Welt hatte ihr die Hand reichen wollen. Doch plötzlich war da dieser Schatten gewesen. Und wieder mal waren ihr die Sprache und das Gesicht abhandengekommen. Der Mann und sein freundliches Lächeln hatten geduldig auf sie gewartet. Vergeblich.

Sie umkreiste die Stelle der Berührung mit den Fingern und dachte sich das Lächeln, das sie ihm nicht geschenkt hatte. Sie würde es für ihn aufbewahren. Für den Fall, dass er nochmals auftauchen würde.